

Adam und Adam

In Israel stehen sich *Homosexuelle* und *Ultrareligiöse* unversöhnlich gegenüber. Doch was, wenn man beides ist: schwul und gläubig?



Religiöse Aktivisten protestieren gegen die Gay Pride Parade. Auf dem Schild steht: »Kranke Perverse raus aus Jerusalem!«



Ultraorthodoxe Juden beten während einer Anti-Homosexuellen-Demo. Der Anteil Strengreligiöser an der Gesellschaft wächst.



Schwule feiern im Jerusalemer Stadtzentrum. Das geht nur unter dem Schutz hunderter Sicherheitskräfte.

Text STEPHAN SEILER

Als die Parade der Sünder losgezogen ist, lässt Baruch Marzel die Esel aufstellen. Kinder mit Schläfenlocken ziehen sie auf den Jerusalemer Sabbatplatz, wo bereits hunderte Ultraorthodoxe in schwarzen Anzügen und weißen Hemden ihre Wut gegen Schwule herausschreien. Die Esel schreien »I-ah«. Die Demonstranten haben ihnen Tücher über das Fell geworfen: »Ich bin auch stolz«, steht darauf. Die Logik der Demonstration, von der Videos im Internet kursieren, geht so: Wenn Homosexuelle, diese zweibeinigen Tiere, an diesem Tag »Gay Pride« feiern dürfen, dann sollen eben auch vierbeinige Tiere ihre Parade haben. Es ist ein erbitterter Kampf um die Straße, den Baruch Marzel, Führer der Partei »Jüdische Nationale Front«, anführt. »Jerusalem kann diesen Schmutz nicht ertragen!«, sagt er. Mit Schmutz meint Marzel die laut Veranstalter 5000 Menschen in bunter Kleidung, die ein paar Ecken weiter Ballons und Regenbogenfahnen über die King-George-Street tragen. Sie sind der Gegenentwurf zum Schwarz-Weiß des Sabbatplatzes. Dazwischen: Polizisten mit Schlagstöcken, die dafür sorgen, dass die Demonstranten die Homosexuellen nicht wieder bespucken, mit vollen Windeln bewerfen oder angreifen wie 2005, als ein Ultraorthodoxer drei Menschen mit Messerstichen verletzte. Liberalität versus Strenggläubigkeit: Dieser Konflikt spaltet das ganze Land. Auf der einen Seite jenes Israel, das sich als Insel der Demokratie in einem Meer von Autokratien versteht, als Hochtechnologienation, modern, offen für alle Lebensentwürfe. Gerade erst wurde Tel Aviv in einer Umfrage zum schwulenfreundlichsten Ort der Welt gewählt, Homosexuelle haben hier ihre Clubs, ihre Bars, ihre Strände – ihre Freiheit. Auf der anderen Seite: das Israel jenseits von Tel Aviv, konservativ, religiös, das Land, das sich als heiliges Land versteht, als DAS Heilige Land. In diesem Israel hören viele Menschen auf Rabbis wie Mosche Levinger, der sagt: »Homosexualität ist eine Krankheit.« Und die Parlamentsabgeordnete Anastasia Michaeli behauptet gar,

Die Kluft wird größer, weil die Strenggläubigen sich rasant vermehren

Schwule seien arme Männer, die als Kinder missbraucht worden seien und von denen die meisten mit vierzig Jahren Suizid begingen. Zwischen diesen beiden Israels liegt eine große Kluft, und sie wächst mit der Zahl der extrem Religiösen. Ultraorthodoxe Frauen bringen durchschnittlich 6,5 Kinder zur Welt – etwa dreimal so viele wie andere israelische Juden. Schon heute stammen dreißig Prozent der Grundschüler aus ultraorthodoxen Familien. Dass der Konflikt noch beherrschbar ist, liegt wohl daran, dass es zwischen den beiden Israels so klare Grenzen gibt: Das säkulare, schwulenfreundliche Israel hat seinen Platz in Tel Aviv,



Baruch Marzel, 52, organisiert den Protest gegen die Gay Pride in Israels Hauptstadt. »Was diese Perversen Jerusalem antun, ist eine Gefahr für die Existenz der Nation«, sagt er. Der orthodoxe Jude und Siedler aus Hebron ist Gründer der rechtsextremen Partei »Jüdische Nationale Front«, die seit 2009 im israelischen Parlament vertreten ist. Schon 2006 rief Marzel einen »heiligen Krieg« gegen Homosexuelle aus.

das streng religiöse in Vierteln wie Mea Shearim in Jerusalem, wo sich kein homosexuelles Paar offen zeigen könnte. Man hält Abstand.

Doch was, wenn das nicht geht? Wie beherrscht man einen gesellschaftlichen Konflikt, wenn man ihn in sich selbst trägt? Wenn man auf der Frontlinie steht, weil man beides ist: homosexuell und religiös?

Dann kann man wie Ron Yosef dafür kämpfen, dass das akzeptiert wird. Man kann wie Eyal ein Doppelleben führen. Man kann sich als Schwuler mit einer lesbischen Frau verheiraten lassen. Oder man kann mit aller Gewalt versuchen, sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen – so wie Jakob.

Als Treffpunkt hat der 32-Jährige den Jerusalemer Unabhängigkeitspark vorgeschlagen, vielleicht den schwulsten Ort der Hauptstadt. Hier startete die Gay Pride. Hier stiegen Männer nachts auf den Hügel, um zwischen den Bäumen zu »cruisen«, also andere Männer zu treffen. Mittlerweile ist es ruhiger geworden.

Jakob, kräftige Statur, schauer Blick, wohnt in der Nähe mit anderen Orthodoxen in einer WG. Im Gegensatz zu den schwarz-weißen Ultraorthodoxen kleiden sich Orthodoxe wie Jakob moderner – was nicht unbedingt modisch bedeutet, wie man an Jakobs grauer Stoffhose und seinen Sandalen sieht. Er wartet auf einer Bank und reibt sich nervös die Hände. Bis vor einem Jahr ist er selbst manchmal hergekommen, spätabends, wenn seine Lust auf Männer zu stark wurde. Er umkreiste den Park, betrachtete die Homos aus der Entfernung. Hinein traute er sich nicht.

Weil kaum jemand seine Geschichte kennt, hat Jakob gebeten, seinen Namen zu ändern. Er müsste sonst um seinen Job als Lehrer fürchten. Unter Jakobs Kippa schauen graue und schwarze Haare hervor. Die grauen Haare habe er von seinen Kämpfen mit sich selbst, sagt er. Diese Kämpfe begannen vor elf Jahren. >



Jakob, 32, merkte, dass er schwul ist, als er sich in einen Nachbarn im Studentenwohnheim verliebte. »Ich habe nie wieder einen Menschen so geliebt«, sagt er. »Es war eine Obsession.« Nach einer Therapie glaubt er nun aber, nicht mehr schwul zu sein. »Glück ist ein Wert im Leben«, sagt er. »Aber ein anderer Wert ist die Familie.«

› Jakob ist als ältester Sohn einer jüdischen Familie in einer kalifornischen Kleinstadt aufgewachsen. Auf dem College verliebte er sich in einen befreundeten Nachbarn im Studentenwohnheim. Jakob wollte jede Sekunde mit ihm verbringen, ihm körperlich nahe sein. »Es war schön«, sagt Jakob, »aber auch grauenhaft.« Denn seine große Liebe stand auf Mädchen, er hatte sogar eine Freundin. Wenn sie da war, saß Jakob auch mal eine ganze Nacht vor der Tür seines Nachbarn und weinte. Er verzweifelte, wie viele verzweifeln, wenn ihre Liebe enttäuscht wird. »Es war wie eine Obsession. Ich habe ihn wie Gott behandelt«, doch irgendwann, sagt Jakob, habe ihm das nicht mehr gefallen. Er wollte keinen Gott haben neben Jahwe. Und schon gar keinen männlichen. Jakob fühlte sich so schlecht, dass er sich seinem Vater offenbarte. Der blieb ruhig, hörte sich das Problem an und sagte: »Es gibt da einen Therapeuten.«

In wöchentlichen Sitzungen lernte Jakob, dass er nur auf Männer stehe, weil er sich schäme und sich nicht männlich genug fühle. Er lernte, dass Homosexualität so etwas sei wie Unreife oder wie das Borderlinesyndrom oder beides. Ein Problem, an dem man arbeiten kann. Jakob hat gelernt, daran zu glauben. In Deutschland sind solche Konversionstherapien nicht erlaubt; nach der Berufsord-

nung müssen Psychotherapeuten »die sexuelle Orientierung des Patienten achten«. Die Weltgesundheitsorganisation hält sie für lebensgefährlich, weil sie manche Patienten in den Suizid treibe. Der Israelische Psychologenverband erklärte, die Konversionsversuche könnten Patienten verletzen, aber es sei prinzipiell möglich, die sexuelle Orientierung therapeutisch zu ändern.

Die Rabbis konzentrierten sich auf den zweiten Satz. Viele von ihnen therapieren selbst. Manche raten Schwulen, Feigen zu essen oder einfach zu beten. Oder sie schicken die von der Sünde Bedrohten an den Strand mit dem Auftrag, Fotos von jungen Frauen zu schießen und sich dann mit Hilfe der Bilder selbst zu befriedigen.

Hat die Therapie bei Jakob etwas verändert? »Ich will keinen Sex mehr mit Männern«, sagt Jakob und fügt nach

Kann es nicht sein, dass Gott will, dass er schwul ist?

einem Zögern hinzu: »Meistens jedenfalls.« Bei Pornos schaue er immer noch lieber dem Mann zu, »ich versuche aber, mich auf die Frauen zu konzentrieren.«

Wenn Jakob über seine eigene Homosexualität spricht, wirkt er befreit. Als würde er es genießen, mal über das reden zu können, was in seiner Gemeinde tabu ist. Doch sobald das Gespräch auf jene Studien kommt, die erklären wollen, dass Homosexualität genetisch begründet ist, ist Jakob ganz auf der orthodoxen Linie. »Forschungen sind nutzlos«, sagt er. Erstens, weil die Antibabypille die Ergebnisse bei Frauen verfälsche. Warum genau, kann er nicht sagen. Zweitens, weil Schwulenverbände Druck auf die Wissenschaftler ausübten. Drittens, weil die berichtenden Medien eine linke, schwulenfreundliche Agenda verfolgten.

Was ist eigentlich schlimm am Schwulsein? Jakob sagt: »Ich will eine Familie haben, so wie Gott es gewollt hat.« Kann es nicht sein, dass Gott will, dass er schwul ist? »Ich glaube, er will mich herausfordern. Das ist ein Segen. So kann ich Beziehungen ganz anders erleben.«

Noch hatte er keine feste Beziehung zu einer Frau. Sein Glaube macht die Suche auch recht schwer. Als ein Mädchen einmal mit ihm schlafen wollte, lehnte er ab: Sie hatte ihre Tage, Sex war nach den jüdischen Regeln verboten. Kurz darauf lernte er eine hübsche Jüdin kennen. Sie trafen einander über mehrere Monate. Es war schön. Jakob machte trotzdem Schluss, nachdem er herausgefunden hatte, dass seine Fastfreundin schon mal Sex mit einem Nichtjuden hatte. Auch verboten. Das duldet der Talmud nicht.

Jakob gehört zu der wachsenden Gruppe strenggläubiger Juden, die versuchen, alle 613 Ge- und Verbote zu befolgen. So wie sie im Talmud niedergeschrieben sind: Sie essen kein Schwein und keine Meeresfrüchte, sie beten mehrmals täglich, sie lassen am Sabbat den Fernseher aus. Einige fordern, dass Männer und Frauen im Bus getrennt sitzen. Sie schicken ihre Kinder nicht auf ›

Anzeige



Eyal, 28, orthodoxer Jude, lebt mit seinem ebenfalls religiösen Freund in Tel Aviv. Dass er schwul ist, muss er verschweigen: gegenüber seiner Gemeinde, seiner Familie und seinem Arbeitgeber. »Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, das Geheimnis zu bewahren, dass es mir wahrscheinlich allein deshalb schon schwerfiel, es zu lüften.«

› staatliche, sondern auf religiöse Schulen, in denen kaum Fremdsprachen und Naturwissenschaften unterrichtet werden. Viele arbeiten nicht, weil sie sich allein dem Thorastudium widmen. Die Hälfte der Ultraorthodoxen lebt unter der Armutsgrenze. 1948, als Israel gegründet wurde, waren nur wenige tausend religiös im Sinne der Orthodoxie. Heute machen sie fast ein Viertel der Einwohner aus.

Arale Harel, 38, trägt einen Bart, der schon lange nicht mehr gestutzt wurde. Er ist ein orthodoxer Rabbi – mit einer unorthodoxen Idee. Vor sieben Jahren kam ein frommer Schwuler zu ihm und erzählte ihm, wie sehr er

Da kam dem Rabbi die Idee: Der Schwule heiratet eine Lesbe!

trotz seiner Neigung von einer richtigen Familie träume, gemäß der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz. Systematisch gingen sie die Bibel durch: Was ist erlaubt, was nicht? Wie könnte der Mann sittlich leben? Am Ende kam Arale Harel dieser Gedanke: Warum heiratet er nicht eine Lesbe? Die haben ja das gleiche Problem! Harel fand bald eine orthodoxe Homosexuelle mit ähnlichen Wünschen. Innerhalb eines Jahres heiratete das

Paar. Mittlerweile hat es zwei Kinder. Niemand in ihrer Gemeinde verdächtigt sie, homosexuell zu sein, erzählt Harel.

Seit er vor einem Jahr mit seinem Kuppelprogramm an die Öffentlichkeit ging, haben sich 200 Menschen bei ihm gemeldet. Fünfzehn schwul-lesbische Paare hat er verheiratet. Zwei sind wieder geschieden, dafür drei neue Paare verlobt. Der Rabbi berechnet 160 Schekel für seine erste Sitzung, 32 Euro. Findet er einen passenden Partner, wird eine Prämie in Höhe von 3000 Schekel fällig, das sind rund 600 Euro. Von den Kindern der homosexuellen Paare werden einige natürlich, andere künstlich gezeugt.

Und was ist mit diesen Kindern? Leiden die nicht, wenn sie merken, dass ihre Eltern die Liebe nur vorgaukeln? Das könne er nicht sagen, sagt Harel. Die Kinder seien noch zu jung. Allerdings hätten Psychologen bestätigt,

Eyal dämmerte, dass er wohl selbst eine dieser Bestien sein muss

dass es in Ordnung sei. »Das ist vielleicht nicht die perfekte Lösung«, sagt er, »aber eben die bestmögliche für Homosexuelle, die gemäß der Halacha leben wollen.«

Und wie fände er es, wenn seine Männer und Frauen weiterhin andere Homosexuelle trafen? »Aus theologischer Sicht darf ich es nicht akzeptieren, aber es ist nicht meine Angelegenheit.« Und dass die Paare ihre Familien, Freunde, Kollegen belügen? Das sei schon okay, meint Harel: »Weil es einem höheren Zweck dient.«

Lügen kann Eyal, 28, lilafarbene Kippa, mittlerweile sehr gut. Die Reise zu ihm ist eine Fahrt vom strengreligiösen ins liberale Israel. Die Straße beginnt an der Stadtgrenze, wo in großen weißen Buchstaben geschrieben steht: »Willkommen in Jerusalem«. Am Tag der Gay Pride besprühten Unbekannte die Lettern in Regenbogenfarben. Die Polizei ermittelte, das Rathaus schickte Maler, die binnen einer Stunde alles wieder weiß tünchten.

Am anderen Ende der Autobahn, in Tel Aviv, geschah einige Wochen zuvor das Gegenteil: Die dortige Stadtverwaltung subventionierte nicht nur die Gay Pride, sie ließ auch Zebrastreifen in den Regenbogenfarben bemalen. Nicht weit entfernt davon wartet Eyal. Wieder ein Park, wieder einige Meter Abstand zu anderen, wieder der Wunsch, den Namen zu ändern.

Auch Eyal ist schwul und orthodox, aber anders als Jakob hat er sich damit abgefunden. Eyals Geschichte ist typisch für schwule Orthodoxe: Er erinnert sich, wie der Rabbi in der Synagoge manchmal über Homosexuelle sprach: »Bestien« nannte er sie. Mit achtzehn, nach einem Traum, dämmerte Eyal, dass er wohl selbst eine dieser Bestien sei. Die Erkenntnis, von Männern angezogen zu sein, stellte alles auf den Kopf, was er vorher gelernt hatte. Den Bibelvers konnte er auswendig, Drittes Buch Mose, Kapitel 20, Vers 13: »Wenn jemand beim Knaben schläft wie beim Weibe, die haben einen Gräuel ›

Anzeige



Ron Yosef, 38, war der erste israelische Rabbi, der sich öffentlich outete. Seither erhält er Morddrohungen. »Nirgendwo in der Bibel steht, dass es mir verboten ist, eine emotionale Beziehung zu einem Mann aufzubauen«, sagt er. Bei der von Yosef gegründeten Hilfsorganisation HOD melden sich täglich religiöse Schwule, um Rat zu suchen.

› getan und sollen beide des Todes sterben; ihr Blut sei auf ihnen.« Als Orthodoxer hat man da wenig Interpretationsspielraum. In der Synagoge fühlte Eyal sich isoliert. In den Schwulenkneipen Tel Avivs war das anders. »Dort hat mich niemand verurteilt«, sagt er, »es sah natürlich aus, wie die Jungs tanzten und einander küssten.« Zugleich rebellierte sein Gewissen. Orthodoxe gehen nicht tanzen oder trinken, schon gar nicht mit Männern!

Niemand darf wissen dass Eyal mit seinem Freund zusammenlebt

Auch Eyal ging daher zu einer Therapie. Mehrere 10 000 Dollar zahlte er dafür. Seine Eltern konnte er schlecht um Geld bitten, also gab er drei Jahre lang Nachhilfe, um die Stunden zu bezahlen. Dann gab er auf. Er merkte, dass er »zu hundert Prozent schwul« war, als er sich in einen anderen Mann mit Kippa verliebte. Gemeinsam überlegten sie, wie sie gleichzeitig schwul und religiös sein könnten. Im Talmud fanden sie eine Antwort: Sie müssten nur auf Analverkehr verzichten. Der ist strikt verboten. Oralverkehr und Masturbation sind jedoch nicht so genau geregelt. Und damit erlaubt, schlussfolgerte Eyal. Mittlerweile lebt er mit seinem Freund zusammen.

Doch das darf niemand wissen, »sonst würde ich meinen Job in der Gemeinde verlieren.« Menschen wie Eyal droht, von der Familie und der ganzen Gemeinde verstoßen zu werden, wenn seine Neigung bekannt würde. Deshalb lebt Eyal sein halbes Leben im Verborgenen. Er lebt nach außen in einem der beiden Israels – und innerlich im anderen. Wenn ihn Bekannte fragen, was denn mit den Frauen so sei, antwortet er: »Gibt gerade keine.« Und wechselt schnell das Thema. Wenn er sich mit seinem Freund in der Öffentlichkeit trifft, achten sie darauf, sich niemals zu berühren. Kein Kuss, nichts. Warum tut er sich das an? Warum löst er sich nicht aus den religiösen Fesseln? »Ihr Europäer macht es euch einfach!«, sagt Eyal. »Solange ihr niemanden verletzt, ist für euch alles in Ordnung. Wir müssen der Bibel folgen, auch wenn wir sie nicht immer verstehen.«

Sie diskutierten: Darf man als Schwuler an den Strand?

Mittlerweile gibt es fünf orthodox-schwule Organisationen, die Menschen wie Eyal helfen. Eine von ihnen hat Ron Yosef gegründet. Der 38-Jährige ist der einzige Rabbi, der sich öffentlich geoutet hat – in einer Fernsehtalkshow. Er hatte das Vertuschen nicht mehr ausgehalten, wollte lieber kämpfen. Und das musste er auch: Nach seinem Outing erhielt er Morddrohungen, wurde mit Eiern beworfen. Der Großteil seiner Gemeinde in Netanya sprach nicht mehr mit ihm. »Bis ich alle zur Fragerunde einlud.« Achtzig Menschen kamen in die Synagoge. Es war eine hitzige Diskussion, die sich erst beruhigte, als Yosef erklärte, er und sein Freund verzichteten auf Analverkehr. »Aber nirgendwo in der Bibel steht, dass es mir verboten ist, eine emotionale Beziehung zu einem Mann aufzubauen«, sagt er. Andere Rabbis sähen das genauso, nur würden sie sich nicht trauen, das öffentlich zu sagen, sagt Yosef. Er hat noch viel zu tun.

Alles wäre viel einfacher, wenn die beiden Oberrabbiner in Jerusalem ein Machtwort sprechen würden. Wenn sie erklären würden, dass Homosexualität keine Sünde ist. Aber das ist in etwa so realistisch wie ein Papst, der Kondome verteilt.

Eyal, der Heimlichtuer aus Tel Aviv, hält Rabbi Yosef für zu liberal. Eyal leugnet die Evolutionslehre und hält mittlerweile auch Schwulenbars für anstößig. Also besucht er eine andere Organisation. Bei den Treffen von »Kamoha« (»Wie wir«) geht es um Details des schwul-gläubigen Lebens. Kürzlich diskutierten sie, mit wem sie an den Strand dürfen: Laut Halacha ist Frauen und Männern ein gemeinsamer Besuch verboten. Aber was heißt das für Leute wie Eyal? Soll er sich neben Männer in Badehose legen, auch wenn deren Anblick ihn erregen könnte? Soll er sich neben Frauen legen, obwohl die Halacha dies verbietet? Muss er allein hin? Eine Antwort haben sie nicht gefunden. Also was jetzt? Eyal zuckt mit den Schultern: »Ich gehe gar nicht mehr an den Strand.« •

Anzeige